



Der Hagestolz

Hans Best

BEKENNTNIS

Du bist der Firm,
zu dem ich rastlos strebe —
und bist der Strom,
auf dem mein Blick verschweift,
die Erde — Du —
und Heimat — Himmel — Wolke —
und Land und Volk,
mit meinem Blut verwirkt —
bist Wind und Sturm,
mit dem ich mich erhebe —
und Kraft und Maß,

als Sinn mir zugemessen —
und bist der Mund,
der mir Dein Wesen deutet
als Bild und Wort,
das mich zu Deinem Inbild formt. —
In Demut bist
Du letztlich mir Gefäß,
gefüllt mit Künstlichkeit zum Tranke,
daraus ich Lied
und Leid und Lust und Leben schöpfe.

Paul Graba u

DAS DUFTENDE TÄUBCHEN

VON JOS. CL. LOHR

Meinem Freund Urban geht's wie uns allen, er hat einen Onkel. Seiner ist ein fürchterlicher Geizhals. Dabei hat er niemand, der ihn einmal beerben könnte als eben Urban. Warum soll der nun warten, bis er alt und grau wird?

Schon oft hat Urban dem Alten diesen Umstand auseinandergesetzt, aber die Antwort des Geizhalses blieb immer die gleiche: „Weit! nur Urban, bis ich sterbe! Dann bekommst du ja alles.“ Was war da zu machen? Urban pumpte weiter bei mir und meinte, ich solle mir mein Geld doch bei dem Alten selbst holen. Es war sehr freundlich von Urban, ich fuhr auch hin zu dem Onkel, der ein großes Gut bewirtschaftet.

„Ja, ja, der Urban! Kann er's denn gar nicht mehr abwarten? Wer weiß wie lange ich noch lebe!“ Das bekam ich zur Antwort. Weiter war nichts zu machen. Wir gingen dabei über den Hof, wo schöne, dickrückpflige Tauben herumirrten.

Ich deutete mit der Hand auf die zutraulichen Tierchen: „Ein schönes Erlebnis habe ich einmal gehabt mit so einem Täubchen! Im Felde. Das ist schon 'ne Ewigkeit her.“

Der Alte, der Tiere liebte, ermunterte mich die Taubengeschichte vom Stapel zu lassen, wie er sich ausdrückte. Wir setzten uns auf seine Terrasse, ließen uns von der milden Sonne des Herbstes bescheinen, zwischen Kapuzinerkressen und einem freundlich gedeckten Tisch. Der Alte warf eine warme Decke über die Füße ... „Sechzehn war's“, begann ich mühsam und ohne rechten Zusammenhang, „in einer ganz gemühten Stellung. Der Feind ließ uns leidlich in Ruhe und wir hatten genügend Zeit, uns näher miteinander zu beschäftigen. Es ist nur natürlich, daß sich die acht Mann, die bei uns die kleinste Gemeinschaft bildeten, in- und auswendig kannten. So hatten wir da einen dabei, einen älteren Mann schon, Spitzbart hieß er. So sah er auch aus. Sehr stolz war er darauf, weil vor allem seine Base das Bärtchen gern sah. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, sie zu heiraten. Warum es immer nur bei dem Heiratsplan blieb, haben wir nie erfahren. Dieser Spitzbart nun zeigte sich als ein elender Geizhals. Im Dienst war nichts an ihm auszusetzen. Immer der erste, der Sauberste, der Tüchtigste, ein Mustersoldat. Wenn nur der verflixte Geiz nicht gewesen wäre!“

„Ja...“, warf der Alte ein, „was hat denn Ihr Spitzbart, sein Geiz, was hat denn das alles mit der Taube zu tun?“

Ich beruhigte ihn, sagte, daß ja der Spitzbart zu der Taubengeschichte gehöre.

„Eines Tages bekam Spitzbart von seiner Base eine sorgsam verpackte Konservendose. Zwar sollte sie schon zu Weihnachten ankommen. Da wir aber inzwischen den Schauplatz gewechselt hatten, erschien sie etwas zu spät. Wir schrieben März. Spitzbart drehte die Dose in seinen Händen, putzte und striegelte sie, verbreitete sich dabei über seine brave Base und ... packte die Gabe weg.

Eines Tages wurde Spitzbart Gefreiter. Ein festlicher Tag für ihn,

an der Löhnung gemessen. Zur Mittagszeit deckte er feierlich den hölzernen Tisch, stellte die Büchse darauf, Messer, Gabel und Öffner. Schnitt sich eine Scheibe vom Brot und war gerade dabei die Büchse zu öffnen, als zum Essenholen gerufen wurde. Spitzbart ließ alles stehen, rannte mit seinem Kochgeschirr zur Küche und faßte Graupen mit Rindfleisch. Die Vorspeise meinte er. Als er den Pott bis auf den Grund geleert hatte, sagte er, er wäre jetzt satt, und packte die Dose abermals weg.

„Heute nicht mehr, morgen eß' ich das Täubchen“, sprach Spitzbart. In der Dose war nämlich ein Täubchen. Die Landsr, die ihren Spitzbart ja kannten, schlossen Wetten ab über den Zeitpunkt, an dem Spitzbart das Täubchen zu verzehren gedachte.

Es vergingen Tage und Wochen, von dem Täubchen war nicht mehr die Rede. Ostern kam heran. Ein freundlicher Tag, wir saßen draußen im Freien. Gabelten unsere Rüben, bei Spitzbart stand das Täubchen zu Tisch. Lange besah er sich seinen Besitz. Sang ein Loblied auf die treue Base. Sprach wieder vom Urlaub und seiner Heimat und hatte keinen Mut, die Büchse zu öffnen. „Verdammt, mir ist gar nicht gut heute! Ich hebe die Büchse doch noch etliche Tage auf ... bis Pfingsten.“ So sprach Spitzbart und packte sie abermals weg.

Eines Tages — es war im Graben, und Pfingsten lange vorbei — kam der Leutnant des Zuges in den Unterstand, schnupperte mit der Nase, schüttelte sich und meinte zu den Landsr: „Kinder, das stinkt aber bei euch. Man meint, ihr hättet Iltsse hier!“ „Das ist der Erdgeruch, Herr Leutnant!“ antwortete der Gefreite Spitzbart. Der Leutnant sah ihn schief an und verschwand schlingelst.

Der Gestank blieb, wurde unerträglicher von Tag zu Tag. Das Maulen hub an. Das ging solange, bis der Landsr Rabe die Behauptung aufstellte: „Das ist gar nichts anderes als die Büchse von Spitzbart.“

Jetzt mußte sie 'raus. Das Herz brach Spitzbart im Leibe. Er kramte in seinem Tornister. Eine Welle Gestank kam heraus und die Dose.

Ein Öffner wurde geholt und siehe da: faul und verweset lag das Täubchen vor uns.

Bei näherem Hinsehen konnte man feststellen, daß die Dose mit einem feinen Gerät, wie es die Ärzte gebrauchen, auf das sorgfältigste angebohrt worden war.

Klar, daß einer, der seine Wette verloren, dem Spitzbart einen Streich spielen wollte. Und nicht mit Unrecht. Spitzbart gebärdete sich, als hinge von dem Täubchen die ewige Seligkeit ab. Er jammerte und tobte um seinen Braten. Aber da war nichts mehr zu machen. Die Base im übrigen bekam er auch nie ...

„Den Rest, mein Lieber, können Sie sich ersparen“, unterbrach mich der Alte, der bisher ruhig zugehört hatte, und legte mir seine Hand auf den Arm: „Wieviel braucht denn der Urban? Die Anbohrung meines Geldbeutels ist ihm glänzend gelungen. Sagen Sie ihm das nur!“



Dorle

H. Barrenscheen

ZUM FILM »SEIN BESTER FREUND«

Harry und die Tiere

Kein Mensch, der nicht schon einmal Filmaufnahmen selber mit-erlebt hat, kann sich einen Begriff davon machen, was es bedeutet, Tiere in einem Film mitspielen zu lassen.

Für das Tier, für den Regisseur, den Kameramann und jeden einzigen überhaupt.

Wir zweibeinigen Herrschaften müssen für die Filmarbeit schon allerhand Nerven mitbringen, um in all dem Lärm, dem Staub, der Hitze und dem unsäglichen Betrieb, der in so einem Filmstelier herrscht, eine künstlerische Konzentration zustandezubringen.

Und nun erst Tiere.

Wer mal seinen Hund beobachtet hat, wenn viele Menschen, fremde womöglich, zu Besuch kommen, der weiß es, wie nervös so'n armer Köter da wird.

Stellen Sie sich bloß Ihren Hund als Filmstar vor! Unter lauter wildfremden Beleuchtern in Kitteln, die nach allen möglichen und unmöglichen Baustoffen, nach Kleister und all solchen Kram riechen, unter Tonmeistern, die da urplötzlich hupen wie ein Monstre-Autobus, unter Scheinwerfern, die einem mit ihrem hellen Licht die dicken Tränen in die Augen treiben können, na und so weiter, — Kinder! Er ist ja gar nicht auszudenken!

Und nun denke man mal an Harry Piel, der seit Jahren immer wieder in seinen Filmen Tiere zu seinen Partnern wählt, und nicht immer nur von der Zivilisation bereits vorbeleckte, sondern auch solche, die sich noch in ziemlichem Urzustand befinden! Er hat es mit den Tigern, Panthern und Elefanten genau so gut und gern gehalten, wie mit einem Schäferhund, — etwa jetzt in dem neuen Film, den er für die Tobis Rota dreht: »Sein bester Freund«. Ja zum Donnerwetter, wie macht der Mann das!

Es ist keine Neuigkeit, daß man Tiere lieben muß, um mit ihnen umgehen zu können. Ja aber, mit der Liebe ist das auch so eine Sache! Es gibt ja auch unglückliche Lieben?!

Man sage nicht, ein Harry Piel liebt nicht unglücklich! Das wäre! Nein! Ein Harry Piel erkämpft und ertrotzt die Angst und ergaunert sich, wenn es der gute Zweck erheischt, aber die Gegenliebe derer, auf die er es abgesehen hat! Was, Harry?

Man behauptet, daß jemand, der Angst hat, einen ganz bestimmten Geruch ausstrahlt, der die Tiere maßlos reizt.

Nun, ich glaube, daß Harry diesen Geruch zum Beispiel schon mal nicht ausstrahlt!

Man behauptet ferner, daß Tiere den Herrn im Menschen spüren wollen.

Nun, ich glaube, bei Harry spüren sie ihn! Das ist wohl das Geheimnis, und daß er sich mit ihnen eben richtig männlich auseinandersetzt! Ach Kinder, es geht doch nichts über ehrliche Auseinandersetzungen, sie haben schon manchmal zu den besten Freundschaften geführt.

Ein Tiermaler hat mir mal erzählt, wie er sich mit einem Affen im Zoo regelrecht geprügelt hat, ehe der ihm erlaubte, ihn zu malen! Ja, so ist das! Damit, daß Harrys Partner, der Schäferhund Greif, hervorragend dressiert ist, damit allein ist es bestimmt noch nicht getan!

Herrschaften, warum haben wir denn eigentlich den Harry so gern? Was? Das hat ja wohl seine Gründe, nicht wahr! Na, und so schlau wie wir sind die Tiere nämlich noch lange! Komm Harry! Woll'n wir Freunde sein!

Walter Lieck





Zeichnung G. Brinkmann

Polizeihund Greif vom Filmen zurück

Wieviele zweibeinige Wesen träumen wohl von einer glanzvollen Film-Karriere? Und wie wenigen wird sie zuteil? Oh heiliger Kientopp!

Die vierbeinigen Wesen träumen sicher von ganz anderen Sachen, dieweil die meisten von ihnen gar nicht erst ins Kino gehn.

So'n richtiger Hund träumt sicher lieber von Leberwürsten, welche er schon längst mal gerne ganz allein verspiessen hätte, oder anderen ähnlichen Köstlichkeiten. So verschieden sind nun einmal die Geschmäcker!

Darum passierte es auch wohl bisher nur wenigen Vierbeinigen, daß sie zu Filmstars wurden, wie der gute Rin-tin-tin es erlebte. Der scheint jetzt einen Nachfolger bekommen zu haben in Gestalt des deutschen Schäferhundes Greif, den Harry Piel die Titelrolle in seinem neuen Tobis-Rota-Film „Sein bester Freund“ spielen läßt.

Dieser Greif wird ja nun wohl von seinesgleichen ähnliche Ovationen erhalten wie unsere Filmstars von uns, denn die Hunde sollen ja allesamt einen guten Riecher haben, und Greifs junger Ruhm wird ja vielleicht manchem von Ihnen in die Nase stechen.

Er wird ganzen Rudeln wißbegieriger Spürhunde Interviews gewähren müssen, und Autogramme wird er auch geben an allen Ecken und Wänden

Er wird voller Stolz berichten von seinem großen Freunde Harry, und mächtig renommieren mit der stolzen Stellung, die er im Atelier genoß. Hoffentlich wird er nicht zu hochnäsig werden, der Gute!

Sowas soll ja bei Filmstars schon manchmal vorgekommen sein.

Er wird den lauschenden Hundedamen die

aufregenden Abenteuer gewiß nicht vor-enthalten, die er mit Harry gemeinsam bestand, und er wird hoffentlich ehrlich genug sein, auch zu berichten, wie er ein einziges böses Mal seinem Harry die Treue brach!

Nun, er konnte doch nichts dafür! Daß sein plötzlich wieder aufgetauchter früherer Herr ein überlanger Gangster und Harrys bitterster Gegner war, das konnte er ja doch nicht riechen! Aber trotzdem! Wenn es auch nur Film war, so wird Greif sicher bei der bloßen Erinnerung an diese seine Schande den Schwanz einkeifeln und sich noch nachträglich wünschen, lieber als Zwergrehpinscher an der Leine dieses Kerls gegangen zu sein, so klein, daß ihn kein anständiger Hund überhaupt hätte erblicken können!

Der gute Greif wird aber schließlich mit Genugtuung das Interview schließen mit der Bemerkung, daß er gottlob seinen verhängnisvollen Irrtum hat wiedergutmachen können, indem er sich selber für den Harry geopfert hat!

Aber da er ein lebensfroher Hundesohn ist, wird er sich doch freuen, daß es nur ein Filmtod war, den er gestorben ist. Denn darin sind Zweiflüßler, Vierfüßler, Tausendfüßler und Wasweißichwievielfüßler sich gleich, daß sie sagen: Wenn wir nun schon mal leben, dann bleiben wir auch ganz gern dabei!

Na gewiß doch!

Mein lieber Greif, verehrter Filmkünstler... Du sollst leben!
Hoch!



Aufnahmepreparierungen (Edna Greyff und Harry Piel)

Aufn. Tobis-Rota



LAND AN DER GRENZE

VON W. G. SCHWARZ-SELB

Wenn der böhmische Wind weht, von Osten her durch den schwarzen Wald, dann schüttelt er die steilen Pyramiden der Fichten und die breiten Schirmkronen der Föhren, daß sie bis in ihre Wurzeln bebän. Aber er ist ihnen der Bruder Wind; er zauste sie schon, als sie noch ganz klein waren; nun klammern sich ihre Wurzeln wie Eisen in den Granit, wie der Bohrer des Steinhauers drängen sie in Fugen und Risse des Felsens. Nun kommt der Wind heraus aus dem Wald auf die braunen Felder; er ist noch nicht müde geworden im Spiel mit den Bäumen, er fährt über die graugrüne Flut des Getreides im Sommer oder über Stoppeln und geworfene Schollen im Herbst und wellt das dunkle Wasser der Teiche. Der Bauer rückt den breiten Hut tiefer in die Stirne, faßt den Pflugsterz fester und zieht die Furche gerade und unbeirrt über die sanft geschwungene Wölbung des Ackers.

Ruhlos fegt der Wind weiter; er kommt in die straßabgekehrten Vierecke der Gehöfte, in die verstreuten Dörfer und in die verlorenen kleinen Städte. Die Ebereschensbäume an den Straßen rauschen auf, und die hängenden Birken und Pappeln zittern unter ihm, noch lange, wenn er vorüber ist. In den Straßen wirbelt er den Staub hoch; auf den Schneckelinien der Säule tanzen Blätter, Zweige und Papierfetzen, an den Fenstern rüttelt er im Takmaß des Webstuhls, der dahinter klappert; aus den Porzellanöfen reißt er das Feuer hoch wie eine blutrote Fahne und drückt den Rauch dann wieder tief hinunter in die schmalen Gassen. Er fährt dir, wenn du um eine Hauesecke bleibst, so unversehens ins Gesicht, daß du einen Atemzug lang zurückweichst vor seiner Gestalt, bis du dich schräg gegen ihn gestemmt seiner Heimtücke entgegenwirfst.

Der böhmische Wind fragt nichts nach den Grenzpfählen und Steinen; auch die Menschen weht er herüber. Er warf durch die Lücken des Gebirgs die Hussiten herüber zu uns, daß sie wie ein Heuschreckenschwarm ins Land fielen und alles kahl ließen, als sie wieder heimzogen. Und auch heute noch lassen sich manche treiben von ihm; sie kommen von drüben, um sich Arbeit zu suchen. Durch die Tore der Porzellanfabriken gehen sie dann ein und stehen in der Masmühle oder am Kollergang, am Brennofen und an der Drehscheibe, oder gießen, stanzen, formen, malen und glazieren.

Auch Marie Kirschneck kam „von drüben“, heiter und bereit, das Leben zu zwingen. Sie war fünfzehn, als sie kam, dürr und langaufgeschossen, und sie war sechzehn, voller geworden trotz der Arbeit, die auch ihre Wangen nicht zu bleichen vermocht hatte, als sie den Männern zu gefallen begann. Die Liebe ist rasch bei uns, denn das Leben ist kurz: „Ist der Porzellaner dreißig Jahr, legt man ihn auf die Totenbahr“, sangen die Jungen noch ihr altes Porzellanlied, als Marie überkam. Rasch wird genossen, und schnell altern die Frauen zwischen Werksaal und Kinderstube. Aber Marie verzettelte sich nicht, um sie müßte man werben, sie flatterte nicht von einem zum anderen — und es dauerte manchem zu lange, weil man es ja wo anders schneller haben konnte. Wie sonderte der Bauer einst die Spreu vom Korn? Er warf die volle Schaufel Getreide gegen den Wind, das schwere Korn sank zu Boden, die Spreu trug der Wind weg in hohlnollen Wirbeln. Wie soll man es in der Liebe anders machen? Was fliegen, was so leicht ist, hatte die Mutter ihr gesagt; was leert ist, bleibt. Dem jungen Dreher wurde ihre Probe fast zu lang. Sie entsann sich noch mit Lächeln eines Maitages, als sie durch den Buchendom des Berges zusammen warteten; auf dem rotbraunen, raschelnden Laub des Vorjahres waren tausende kleine, grüne Falterchen verstreut; die jungen, eben sich entrollenden Buchenpflänzchen. Der Mann zertrat in unverhohlenen Groll mit seinen derben Stiefeln einen der heilgrünen Falter nach dem anderen, das Gesicht auf den Boden gehend. „Wann wirst du's endlich sagen, Marie?“ hatte er gefragt. „Wann wirst du endlich klug?“ hatte sie geantwortet. „Wär' ich heut mit dir gegangen,

wenn ich nicht ...“ Seitdem waren mehr als ein Dutzend Jahre vergangen; sie hatten Kinder bekommen, ein paar starben jung, drei waren ihnen geblieben.

Der älteste stand in seinem dreizehnten Jahr, als von drüben die Nachricht kam, daß die Großmutter gestorben sei; schnell und ohne lange Krankheit hatte sie sich davongemacht. Die Großmutter mit den tausend kleinen Fächlein um die Augen — aber bei ihr waren sie nicht von den Sorgen gekommen, deren sie ein volles Maß getragen hatte, sondern vom Lachen. Aus den kleinsten Dingen hatte sie Freude gezogen, es hatte im Dorf keine frohere Frau gegeben als sie. Oft hatte sie die Tochter und ihre Familie besucht, oder die Kinder mit der Mutter waren drüben bei ihr. Nun lag sie in ihrer Kammer zum letzten Schlaf. Marie ging mit ihrem Sohn hinüber zum Begräbnis. Niemand brauchte die Großmutter zu fürchten, auch die Kinder nicht. Sie lag in ihrem Sonntagsgewand im offenen Sarge, von Blumen umstellt. Zu Häupten brannten Kerzen und in den gefalteten Händen hielt sie ein Kreuz. Aber in ihrem Gesicht hatte sich nichts verändert: Sie lag wie im Schlaf, ganz still hielten sich die Kinder.

Dann trug man sie hinaus in den Friedhof am Berghang. Der böhmische Wind grüßte sie zum letztenmal, als man die steile Straße am Dorfausgang hinaufstieg. Die Männer mußten ihre hohen Hüte festhalten und den Frauen riß er die schwarzen Schleier zur Seite.

Am übernächsten Tag endlich nach dem Mittagessen brach die Frau mit ihrem Sohn auf. Sie schritten zuerst auf steinigem Weg in langsamer Steigung gegen Westen zu; karg nur trugen die Felder und an mancher Stelle ragte der graue Buckel eines Granitfelsens aus ihnen heraus. Dann begannen sich wie die Vorposten des großen Forstes spitze Waldstücke zwischen die Äcker zu schieben; der Weg wandte sich nun abwärts in den Grund eines schmalen Rinnals; das Wasser hüpfte lustig plaudernd über Granitgeröll und lag dann wieder ruhig und gleichsam veratmend in winzigen Tümpeln. Der Weg war zum Pfad geworden; an dunklen Teichen ging es vorbei, baum- und buschumstanden, mit glatter Oberfläche, aus der sich nur hier und da die träge Rückenlosse eines Karpfens hob. Die Mutter sprach wenig, und auch der Knabe überließ sich seinem Sinnen. Auch die Mutter, ging es ihm durch den Kopf, wird man einmal so begraben wie vor zwei Tagen die Großmutter; man wird dann nachher in der Stube sitzen bei Brot und Bier, Lärm wird sein und niemand wird mehr von ihr sprechen. Ihm wurde weh zumute; er wollte den Gedanken von sich schieben; wollte nicht mehr leben, wenn man die Mutter begrub, er wollte nicht dabei sein. Aber sie ging noch jung vor ihm. Es war nur das schwarze Gewand, das sie ernst erscheinen ließ. Und ein wenig gebückt schritt sie auch. Der Weg war nicht mehr weit. Im schmalen Tale des Bäckleins aufwärts bis zur Höhe, dann kam die Grenze, und wenn man den Hochwald noch durchschritt hatte, trat man hinaus auf die große Landstraße, die geradewegs hinführte. Da aber wandte sich die Mutter, als der Pfad eben wieder von der linken Seite auf die rechte Seite des kleinen Gerinnes hinüberwechseln wollte, aus dem Tale heraus, einen kleinen benegungen Steig nach links.

Sie mochten einige hundert Schritte gegangen sein, dann kamen sie an die Grenze: eine schurgedarte Schneise. Die weißen Grenzsteine leuchteten aus dem zertrüppten Grase. Manchmal lief der Pfad auf der einen, manchmal auf der anderen Seite. Einsam und verlassen war es hier, solange man durch den Wald ging. Aber nach einer Weile schob sich der Forst zurück und wurde schmaler, so daß das Licht durch die hohen Stämme fiel. Ein Moorgrund kam mit Weihern, die ihr Wasser einer in den anderen weitergaben, von der deutschen zur böhmischen Seite hinüber. Der Grund ist breit und der Boden unter dem Fuß weich, als schritte man über einen Teppich, und wie er durchmessert ist, kommt der Wald nicht weiter. Felder sind über auf einmal da. Mühsam geordnete Felder zwar nur, die Krume ist dünn über dem Granit, der überall den Untergrund bildet; der Rain ist von Birken umstanden, deren blaßgrüne Zweige leicht wie Gefieder

Nebstehende Studie ist von Hilde Schlitter, entnommen der „Photo-Graphik“, Verlag Kodak, Berlin

abwärts hängen. „Wir sind da“, sagte die Mutter stehenbleibend und ohne sich um das fragende Gesicht des Jungen zu kümmern. Ihr Blick ging in unbewegtem Schauen über das Feld, das vor ihnen lag.

Lange Furchen ziehen nach rechts über die leichte Krümmung des Hanges, und nach links laufen sie ebenso lang über die andere Wölbung: aber zwischendurch, Furchen und Feld zerschneidend in zwei Hälften, führt auf schmalem, grasbestandem Rain der Grenzpfad. Zwei Pflugespanne, hüben und drüben eines, schneiden die Furchen in die braune Erde. Und der Bauer auf der linken Seite treibt und lenkt sein Vieh mit den gleichen Worten wie der auf der rechten. Und wenn die beiden am Grenzpfahl wenden, so kommt es vor, daß dies einmal zu gleicher Zeit geschieht; sie wenden dann den Pflug, aber sie verruhen ein wenig, sie und die Tiere, und wechseln ein paar Worte miteinander, während sie ihre Pfeifen neu stopfen. Auch den Tabak tauschen sie wohl einmal dabei. Mutter und Sohn saßen etwas entfernt; sie sahen zu, wie im scharfen Schnitt der Pflugschar die Schollen sich wendeten und fielen. Die Frau wies im Bogen nach links und dann nach rechts über beide Felder. „Dies da, das war einst, vor langer Zeit, unser Acker. Hier wuchs unser Brot. Aber dann, wer weiß, wie lange es her ist, als Fürsten und Herren den Bauer und sein Feld verhandelten wie Kaufmannsware, da wurde der Acker geteilt. Aber da wir drüben wohnten, so blieb die Hälfte.“ Und sie deutete auf das Land jenseits der Grenze. „Dem Großvater gehörte sie noch bis zur großen Weibemot. Dann mußte er den Acker verkaufen.“ Die Dämmerung begann ins Feld zu fallen. Der Himmel wurde

leer und hoch. Die beiden Pflügenden endeten fast gleichzeitig ihre Arbeit. Sie stellten die Pflugschar hoch, setzten sich auf die Gabel und riefen sich „Gute Nacht“ zu, ohne daß sie beide, nun an den äußersten Enden ihrer Felder, wegen der Neigung des Bodens mehr voneinander sahen als ihre Häupter. Dann fuhren sie heim.

Rehe traten aus dem Wald in der Ferne, sich vorsichtig umblickend, um dann zu äsen; die Grenze kümmerte sie nicht. Die Mutter hatte sich jetzt erhoben, der Sohn folgte ihrem Beispiel. Sie ging jetzt ganz nahe an den Acker, nahm Erde aus den feuchten Schollen und zerbrach sie zwischen ihren Händen. Dann warf sie die Krumen nach der anderen Seite. Und auf der linken Hälfte des Ackers tat sie das gleiche. „Es ist dieselbe Erde, hüben und drüben, die gleiche Erde und die gleichen Menschen. Drüben lebt mein Bruder, und herüben lebt mein Vater. Dieselben Menschen und die gleiche Erde, getrennt nur durch den Strich mit den weißen Steinen. Drüben liegt die Großmutter und all die anderen, herüben dein Großvater und die vor ihm waren. Mitten durch unseren Acker schneidet die Grenze.“

Noch einmal faßte ihr Blick das Land hüben und drüben; die Schatten waren lang geworden und der Himmel leuchtete rot und violett vom Westen her. Aus den Gründen der Moore und Weiher stiegen die Nebel, zuerst wie dünne wogende Schleier, die sich kaum über den Boden erhoben; dann wurden sie dichter und dichter wie flockiger Mull. Fröstelnd zog die Mutter das Tuch enger um den Hals. Aber dem Knaben war es, als ob er im Nebel Gestalten sähe, die sich die Hand reichten oder voneinander gingen — wer konnte es sagen?



Treppenaufgang im Würzburger Schloß

phot. Prof. W. Hege, Weimar



Über die Kunst des Lesens

Wer aber die Kunst des richtigen Lesens inne hat, den wird das Gefühl beim Studieren jedes Buches, jeder Zeitschrift oder Broschüre augenblicklich auf all das aufmerksam machen, was seiner Meinung nach für ihn zur dauernden Festhaltung geeignet ist, weil entweder zweckmäßig oder allgemein wissenschaftl.

Sowie das auf solche Weise Gewonnene seine singemäÙe Eingliederung in das immer schon irgendwie vorhandene Bild, das sich die Vorstellung von dieser oder jener Sache geschaffen hat, findet, wird es entweder korrigierend oder ergäuzend wirken, also entweder die Richtigkeit oder Deutlichkeit desselben erhöhen.

Legt nun das Leben plötzlich irgendeine Frage zur Prüfung oder Beantwortung vor, so wird bei einer solchen Art des Lesens das Gedächtnis augenblicklich zum Maßstabe des schon vorhandenen Anschauungsbildes greifen und aus ihm alle die in Jahrzehnten gesammelten einzelnen diese Frage betreffenden Beiträge herausholen, dem Verstande unterbreiten zur Prüfung und neuen Einsichtnahme, bis die Frage geklärt oder beantwortet ist.

Nur so hat das Lesen dann Sinn und Zweck.

Adolf Hitler, „Mein Kampf“

J. Daniel Chamier: „Ein Fabeltier unserer Zeit.“ Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien, 1937. 404 Seiten, geheftet 5,75, Leinen 7,50 RM.

Das kühne und feurige Einhorn, das von den verfolgenden Hunden zu Boden gerissen wird, das in der Heraldik (wie im englischen Wappen) und in den alten Sagen als Symbol der Reinheit und der uneigennütigen Gesinnung gilt, ist J. Daniel Chamier, einem Engländer der jüngeren Generation, Leitbild für sein Werk über die Politik Deutschlands in Vorgeschichte, Ausbruch und Verlauf des Weltkrieges gewesen. Schwer ist es zu entscheiden, was wir an diesem Buche mehr bewundern sollen: den Willen zur Sachlichkeit, auch wo sie dem Engländer wehe tun muß, und den großen geschichtlichen Blick seines Verfassers, — seine in achtjährigem Studium gewonnenen umfassenden Kenntnisse dieses schwierigen Stoffes, die er mit gesunder Unbefangenheit aufnahm — oder seine große literarische Leistung.

Mit ungewohntem psychologischen Feingefühl und starker intuitiver Urteilskraft hat dieser Engländer seiner Nation mit diesem schon 1934 unter dem Titel „Fabulous Monster“ erschienenen Buch einen wirklichen Schlüssel zum gerechten Verständnis der deutschen Politik von der Gründung des Zweiten Reiches bis zur Novemberrevolution von 1918 in die Hand gegeben. Wir müssen diese vorurteilslose, geistvolle Arbeit als ein Zeichen des guten Willens zum Verstehen des unausweichlichen deutschen Schicksals werten, das ihr Verfasser vor allem in der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. begründet sieht. Es ist von hohem Reiz, diese englische Auffassung von der Bedeutung der Gestalten in der Politik jener Epoche in klarem und sicherem Urteil kennen zu lernen.

Darum ist das Erscheinen der deutschen Übersetzung, die vortrefflich gelungen ist, freudig zu begrüßen. Alle jungen Deutschen, denen eine gesunde Entwicklung der Beziehungen zwischen den germanischen Brudervölkern England und Deutschland am Herzen liegt, mögen durch die Verbreitung dieses Buches Verantwortung beweisen.

Eine große Leistung aus solcher Gesinnung: gegen Versailles und Kriegsschuldfrage erkennen wir dankbar an.

Erich Homuth

J. Daniel Chamier:

Die graue Eminenz und ihre Clique.

... Doch es gab ein Insekt unter dem Stein, das noch gefährlicher war als Waldersee.

Erst viele Jahre später wurde der Geheimrat Fritz von Holstein eingebettet in der deutschen Geschichte entdeckt, wie eine Kröte in den aufgedeckten Fundamenten der Wilhelmstraße sitzend. Einsam, miträusch bis zur Manie — er wollte sich keinen Bedienten halten, weil der Kerl doch bestochen sein könnte, ihn zu ermorden —, machtgerig, aber die Verantwortung scheuend, Ämter und Orden zurückweisend und vor allem seinem aufrechten Souverän aus dem Wege gehend, so saÙ der Vortragende Rat, den Eingeweihte den Reichsjesuiten und die Graue Eminenz nannten, in der Dunkelheit und zog nicht nur die geheimen Drähte der deutschen auswärtigen Politik, sondern hatte es als selbsternannter ungesehener Nachfolger Bismarcks auch unternommen, dem Kaiser das Rückgrat zu brechen. Es war nicht der übliche Versuch eines ältlichen Ratgebers, den jungen Monarchen zu beherrschen, sondern eine vollkommen überlegte bürokratische Offensive gegen die Macht der Krone, und zwar unter vielversprechenden Umständen. Der Zeitgeist, der der monarchischen Gewalt feindlich und derjenigen der Minister und Bürokraten günstig gesinnt war, wurde —erstützt durch das Maß, in dem die persönliche Autorität Wilhelms II. durch die Angriffe älterer Leute unterminiert worden war. Einem Manne wie Holstein mußte solch ein junger Tor wie Friedrichs Sohn und Bismarcks Schüler als leichte und ihm zukommende Beute erscheinen. Mit der vorgefaßten Meinung, daÙ Wilhelms sämtliche Handlungen, auch diejenigen, welche von wohlbedachtem Entschluß Zeugnis ablegten, nur Ausbrüche leidenschaftlicher Unbesonnenheit seien, rechtfertigte Holsteins Gewissen seinen Ehrgeiz. Das Einhorn war ein großes trampelndes Füllen, das über die von ihm gespannenen feinen Fäden herüberstolperte, also konnten diese Fäden zu Recht in ein Netz gewoben werden.

Der Plan war für das Land ebenso nützlich wie die Wirkamkeit des Holzwurms für die Balken eines Gebäudes. Die Verfassung der Regierung wurde nicht von außen her angegriffen, um in der Richtung der Demokratie ausgebaut zu werden; sie wurde von innen durch die Übergriffe von Beamten ausgehöhlt, die ebenso wenig durch Wahl ernannt waren wie der Monarch selbst. Das Ziel war unmoralisch, die Mittel waren verräterisch, weil weder Holstein noch sonst jemand den Mut hatte offene zu ersinnen. Die Ressorts waren in der Hand einer gleichzeitig furchtsamen und empfindlichen Gesellschaft, die Angst hatte, dem Kaiser ent-

gegenzutreten, aber nicht damit zufrieden war, sein Werkzeug zu sein.

Marschall von Bieberstein, der Staatssekretär des Äußeren, und Kiderlen-Wächter vom Auswärtigen Amt waren ein Herz und eine Seele mit Holstein.

Eine feste Opposition fand die Clique nur bei Wilhelms Busenfreund Philipp Eulenburg, dem sie dies mit dem Vorwurf vergalt, er bestärke Seine Majestät in extravaganten Vorstellungen von der Unabhängigkeit der Krone. Eulenburg hatte insofern Einfluß beim Kaiser, als ihm dessen Freundschaft um der zwölf Jahre willen, die er älter war, nach Belieben zu schelten und zu mahnen gestattetete. Er machte davon Gebrauch, um die Sache der Minister zu vertreten; als er aber den Feldzug gegen die Krone erkannte, wandte er sich von dieser Gruppe ab. In dem Bewußtsein, daß die Schwächung der Monarchie die Gewalt nicht in die Hand des Volkes, sondern einfach in die Holsteins legen würde, und in der Überzeugung, daß Leute, die das Regierungssystem mißbilligen, in den hohen Staatsämtern nichts zu suchen haben — eine Ansicht, mit der er offenbar unter seinen deutschen Kollegen allein stand —, sah Eulenburg nicht ein, weshalb er die verfassungsmäßigen Rechte seines Freundes bescheiden lassen sollte, damit sie in die Klauen der „Drachenbrut“ übergingen. In diesem Maße war er der Königstreue

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. S. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Michel Vomland: Der Hupfinger Wasl geht zum Bauertheater

Ein Geschenkbuch von besonderer Art; in mehrfarbigem Umschlag. Preis Mk. 2.50

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden aufs Angenehmste unterhalten wird.

G. Mirth Verlag AG., München, Herronstr. 10

Einladung zur Vorausbestellung

Paul Grabau Der Sonnenbogen

Eine Dichtung

Die Frucht Der Baum

Die Heimat Der Glaube Die Wiederkehr

45 Gedichte in 5 Kreisen

In würdiger Ausstattung kostet der festliche Leinenband für den Vorbesteller RM 2.— (statt 2.60)

Verlag Hermann Böhlau Nachf. Weimar



schuldig. Weit davon entfernt, den König zu einer Übertreibung seiner Rechte zu treiben, war er jedoch ängstlich besorgt, daß dieser nichts derartiges tun sollte, denn das war ja gerade das Netz, das die Drachenbrut ausgelegt hatte, um seine Majestät sich darin verstricken zu lassen.

Wenn irgend etwas Holsteins Verachtung für seines Herrn jugendliche Torheit noch steigern konnte, so war es der helle Blick der blauen Augen, der über ihre Maulwurfsarbeit unbewußt hinwegglitt. „Der arme Kaiser“ — wie ihn Eulenburg in dieser hohen Zeit seiner Jugend und Hoffnungen gewohnheitsmäßig nannte, beinahe zu Tränen bewegt von den ungesesehenen Gefahren seiner Lage — gab sich, unbelehrt durch eigene unerfreuliche Erfahrungen, der glücklichen Überzeugung von der Aufrechterhaltung seiner Bürokraten, den Talenten seiner Minister und dem Korpsgeist aller seiner Beamten hin. „Ausgezeichnet! ... Vortrefflich! ... Bravo! ... Gut gemacht! ... Telegraphieren Sie ihm meinen Dank!“ das strömte aus seiner Feder, wenn er die Berichte seiner Botenschaffer las; bei jeder denkbaren Gelegenheit ließ er: „Gratuliere Kiderlen und Marschall und dem Auswärtigen Amt zu diesem schönen Erfolg.“ Sein lächerliches Vertrauen zu der menschlichen Natur reizte den gelehrten Professor Liman, der meinte, er müßte nachgerade wissen, daß „die Triebfedern fast allen Handelns“ Egoismus, Haß und Neid sind. Darauf würde Seine Majestät aber ungehört geantwortet haben, er wisse sehr wohl, daß das Leben, jedenfalls das öffentliche Leben, voll von Lug, Trug und Egoismus ist — Männer des öffentlichen Lebens, in die er unbedingtes Vertrauen setzte, hätten ihm das oft genug gesagt.

Die Wegelagerer verfolgten seine sorglose Bahn mit grimmer Befriedigung, die sich hinter patriotischer Besorgtheit versteckte. Die zum Ausdruck gebrachte Besorgnis war aber nicht überall unecht, die Angst, die man empfand, war nicht künstlich. Die Geheimräte und Bürokraten,

die niemals noch vorher Geritten worden so wie jetzt, Sie wunderten sich mehr und mehr, Welch Ding sich da heraufgesetzt.

Aus einer kleinen schwäbischen Stadt

Reinh. Winkler



Der Müllkarren

v. Weiden



Piz Palù von der Diavolezza-Hütte gesehen

Aufn. Dr. Ottomar Schweitzer

ZUR FRÜHJAHRSGLETSCHERFAHRT VON DR. OTTOMAR SCHWEITZER

Wenn der Winter im Flachland in diesen Wochen sich seinem Ende nähert, wenn die Straßen unserer Städte und Dörfer ihr, oft recht spärliches Winterkleid, endgültig abgelegt haben, dann tauchen sehnsüchtige Wunschträume in den Herzen des ganzen „zünftigen Skivolkes“ auf.

Zuerst drängen sich schüchlerne Vorstellungen von viel... viel glitzerndem Schnee in unsere Gedanken —, dann nehmen die Schneemassen Formen an —, es entstehen weiträumige Flächen, — Hügel, Berge, ja sogar Gletscher mit Spalten und spiegelnden Eisflächen. — Und dort hinauf, in vielen Windungen, Schleifen und Kehren, zwischen Brüchen und Spalten hindurch führt, die sich von der Umgebung scharf abhebende Spur. — Unsere Spur! — Unser Weg! — Der Weg, der Sehnsucht und Gedanken hinaufführt zur Sonne, zur verheißungsvollen, traumverlorenen winterlichen Bergeinsamkeit.

Bis der Traum zur Wirklichkeit wird, bis die Zeit gekommen, da die Hoffnungen greifbare Formen annehmen, werden viele solche Träume, Erwägungen und auch Kämpfe des Skiläufers Herz und Geist erfüllt haben. Dann aber —, wenn der schwere Rucksack auf dem Rücken sitzt, Skier, Steigeisen und Eispickel auch nicht fehlen, und es schwer beladen durch die nächtlichen Großstadtstraßen in Richtung „Bahnhof“ geht, dann ist die Erfüllung aller Wunschträume nahe. Hoffnung, Sehnsucht und Traum werden dann von dem gleichmäßigen Stoßen des Eisenbahnwagens hin- und hergeschüttelt und beginnen mit der Wirklichkeit zu verschmelzen.

Schnell vergessen sind die hell erleuchteten Großstadtstraßen mit ihren hastenden Menschen und Fahrzeugen, wenn am nächsten Morgen das Ziel unserer Sehnsucht — die winterliche Bergwelt — im ersten Sonnenstrahl zu uns herunter winkt. Der Weg ist oft für manchen weit, doch Mühe und Opfer lohnen sich, und zwar umso mehr, je mehr es gelingt, den Alltag abzuschütteln und inneren Menschen frei und ungebunden der Natur allein zugänglich zu machen.

Die letzte Brücke vom Alltag und seinen Sorgen zur Erholung in winterlicher Bergwelt schlägt der Anmarsch auf steilen Almwegen hinauf zur Schneegrenze. Wenn der erste kalte Hauch vom Gipfel zu uns herabweht, dann schiebt uns die eisige Welt dort oben den ersten Willkommensgruß. Freudig den Gruß erwidern wollen

und sollen wir uns aber bewußt sein, daß wir beim Anschlallen unserer lieben „Brett!“ ein Reich der ungezähmten Naturgewalten betreten. Naturgewalten, die sich dem Willen des Menschen nicht unterordnen und über die der Einzelne keine Gewalt hat. Wir müssen, schon vor dem Betreten des Gletschers, auf die Stimme der Natur lauschen und auf Mahnrufe mit Aug und Ohr achten. Nicht umsonst läßt der ferne Berg sein dumpfes Grollen hören; nicht umsonst verschleiert er sein Gesicht mit einem kleinen oder gar undurchsichtigen Nebelgewand; nicht umsonst künden die Millionen und aber Millionen Schneekristalle unter unseren Füßen durch dumpfe Geräusche an, daß ihnen ihre Lage un bequem geworden, daß sie sich aus ihrem alten Bett freimachen wollen, um in lustiger Fahrt zu Tale zu fahren. Die eisige Bergwelt ist eine Welt für sich und spricht ihre eigene Sprache, dabei aber verlangt sie, daß derjenige, der ihre Schönheit und Reinheit schauen und erleben darf, ihre Sprache versteht.

Offenen Herzens und mit geschärftem Blick betreten wir über die Endmoräne die Region des ewigen Eises und Schnees, worauf wir in kraftvollem Gleichmaß unsere scharfe Spur auf den Rücken jenes stumm hinfließenden Gletschers legen, den die Giganten vor uns in tosenden Nächten gebären. So geht es aufwärts, Stunde um Stunde verrinnt in der Lust des Schauens. Einmal sind es die tausend glitzernden und gleißenden Diamanten, die unsere Skier behutsam beiseite schieben, welche unsere Blicke auf sich ziehen; bald sind es die blauen Eisspiegel, die links und rechts zu uns herüber blinken und zu einer näheren Betrachtung einladen; dann wieder ist es ein drohender Bruch, der mit wärmenden Eistürmen und überhängenden eisigen Spiegeln uns zur Wegänderung zwingt, um in ehrfurchtsvollem Bogen dieses Naturschauspiel zu umgehen. Mitten in der Vielheit der Naturereignisse hier oben müssen wir erkennen, daß auch die zu Eis gewordene Welt nicht schläft, wie unsere Väter glaubten. Vater und Großvater kannten nur den Winter des Flachlandes, der wohl die Vegetation schlafend macht, aber die Größe und Lebendigkeit der Erscheinungsformen nicht so deutlich erkennen läßt. Wir müssen staunend sehen und bewundernd feststellen, daß die eisige Natur nur ein uns zuerst etwas ungewohntes, unbekanntes, aber auch manchmal recht lebendiges Leben lebt. Aus den Millionen reinen Kristallen, die freudig oder windgepeitscht zur Erde fallen, wird blaues Eis gebildet, das nicht



Berninamassiv von der Diavolezza

Aufn. Dr. Ottomar Schweitzer

Vom Piz Palü stürzt eine Eislawine (links unten)

spröde, kalt und tod daliegt, sondern es zieht und wandert, physikalischen Gesetzen folgend, in unaufhörlichem Zug von des Himmels Höhe, bis hinab ins Tal. Und wenn wir unseren Weg in vielem Hin und Her, in Windungen, Bögen und Kehren, zwischen Türmen hindurch und über Spalten hinweg in mühevoller Anmarsch suchen, dann hören wir unter uns oft das Gurgeln, Rauschen, Tropfen und Klopfen —, die Sprache des Gletschers, seine warnende Stimme —!

Die Seile werden strammer gehalten; langsam, vorsichtig die Unterlage abtastend, geht es hinein in das märchenhafte Labyrinth der schillernden Türme und Gänge. Nichts als Eis um uns her! — Eis, in allen Farben und Schattierungen; über uns in tiefem Blau der verwirbelten Himmel, der nur dann und wann einen Sonnenstrahl zu uns herabschickt, der sich tausendfältig an eisigen Flächen und Kristallen spiegelnd bricht. Schweigen —, tiefes Schweigen. Wie im Märchenland schreiten wir die Gänge des verwunschenen Schlosses entlang und warten wie in Kinderträumen, bis irgendwo eine Tür aufspringt und leise Harfentöne an unser Ohr dringen, um uns den Weg zum König jenes Märchenreiches zu führen. Es muß ein mächtiger Herrscher sein, der sich all diese Gänge, Höhlen und Schluchten bis hinab in unabsehbare Tiefe, all diese Säulen, Türme und Gelsasse, erbaute und hier regiert in funkelndem Edelsteinpalast. Aber nichts ist von ihm selbst zu sehen. Schweigen, — tiefes Schweigen. Nur das Zucken des Seils, das Knirschen des Eises und das Pochen des Herzens — das allein verrät Leben: verrät Verbundenheit mit den Kameraden — verkettete Freundschaft, — in eisigem Schweigen.

Und weiter geht's, weiter Schritt für Schritt, Seillänge um Seillänge, bis auch das Labyrinth durchquert ist und die strahlende Sonne spukhafte Märchenträume von Eiskönig und seinem Schloß vertreibt. Das letzte große Schneefeld, vor dem Einstieg in eisbehangenen Fels, liegt vor uns in wärmender Mittagsonne. Unsere Sehnsucht aber gehört nicht der Befriedigung irgendwelcher Rekordlust, sondern allein dem Beschauen und Erleben der Eiselwelt, und so muß das letzte Stück — der Gipfel des eisumhüllten Giganten — unerklommen bleiben. Es werden, statt der Kletterei auf den Gipfel, nach kurzer Rast an die schweren Schuhe nur die Steigeisen geschmalt, die ihre spitzen Zähne knirschend in den windgepeitschten, harten Schnee treiben um uns sicher auf den anliegenden Grat zu führen. Einen Blick doch wollen auch wir tun hinüber ins jenseitige Tal. Auch wir wollen, trotzdem wir uns den

Gipfel versagen, unsere Blicke von oben in die Ferne schweifen lassen, in der sich Gipfel an Gipfel reiht.

Die nachbarlichen Spitzen und Zacken, Grate und Brüche grüßen noch freundlich, im Sonnenglanz liegend, zu uns herüber; in der Ferne aber verschmelzen Licht, Luft, Fels und Eis vor unseren Augen zu gleichförmigem Dunst. Berge, riesige Berge, vereinen sich gleichsam symbolisch mit Himmel und Sonne. Sie lassen unseren Gedanken offenen, hemmungslosen Weg von der Erde — bis — zur Sonne.

Und unter uns, ganz tief unter uns, dort liegt dann die Wirklichkeit, die uns herausreißt aus unserem stummen Betrachten und aus unserem Gedankenflug hinaus in die unergründliche weite Welt. Dort unten ziehen silbrige Wasserstreifen in vielen Bogen und Windungen an Bäumen, Wiesen und Häusern vorbei, hinaus in die Welt. Elemente, die vor Jahren auch hier oben lagen, wo wir im Augenblick stehen, wurden sich in Sonnennähe der Kraft ihrer Naturgewalt bewußt und wanderten hinab ins Tal, um dort ihre Aufgabe zum Segen der andern Welt zu erfüllen. Auch die Schneekristalle unter unseren Füßen müssen die einsame Welt hier oben verlassen und hinab wandern, um dort unter leitender Menschenhand ihre, in sonniger Höhe aufgespeicherten, Kräfte, zu nutzen. Und so müssen auch wir, die wir von der andern Welt in das Reich der stummen Sammlung von Kräften heraufgekommen sind, wieder hinab.

Es gilt einen Entschluß, ein Losreißen von träumender Beschaulichkeit, ein Erinnern an das Zurück — und der erste Schritt zum Rückweg ist getan.

Wie bei den sonnendurchglühten Eiskristallen, geht es dann bald langsam, bald in hurtiger Fahrt, hinab ins Tal. Nicht viel später wird dann auch die verbindende und im tiefgründigsten Sinne des Wortes „kettende“ Leine zwischen den Kameraden gelöst, wobei ein letzter Händedruck die Verbundenheit über die Seilschaft hinaus besiegelt. Dann aber abwärts, immer weiter abwärts geht der Weg, dem Tal entgegen. Schon vereinzelte Krokusse, die Kinder neu erwachenden Lebens und Naturgeschehens, stehen an unseres Weges Rand. Der kraftvoll sprudelnde Quell, der gleich uns von eisiger Höhe herabzog, hat sie zu neuem Leben erweckt.

Und gleich dem munteren Bächlein, treten auch wir hinaus ins Tal, neuem Erleben und neuen Taten entgegen.

DIE LUSTIGE „JUGEND“

Punkt für Punkt Theobald . . .

Eine durchnummerierte Lachgeschichte.

Von Walter Westendorf-Gotha.

1
Nachts, kurz nach halb zwei Uhr, kommt die Depesche: „Eintreffen heute nacht halb drei. Theobald.“ Hermann springt aus dem Bett. Er zieht sich an. Dabei erzählt er seiner Frau Jutta von Theobald. Sie schläft noch halb. Der Vetter sei ein ausnahmsweise reizender Mensch. Theobald und er hätten zusammen die Schulbank gedrückt. Dann sei Theobald nach Amerika gegangen. Ehe Hermann hinausstürzt, sagt er noch, Jutta solle sofort aufstehen und Kaffee kochen.

2
Gegen halb drei betritt Hermann den Bahnhof. Er stellt fest, daß er fast eine halbe Stunde auf Theobald zu warten hat. Etwas genauer hätte Theobald schon depressieren können. „Heute nacht halb drei —!“ Hermann geht auf und ab. Lustig warst du, Theobald! denkt er. Und ein Draufgänger. Hast mir damals nicht das Änchen weggeschnappt? Einen Schimmer von Selbstsucht konnte man dir vielleicht nicht abstreiten. Treibst du mich heute nicht aus dem Bett? Muß zu Hause Jutta nicht Kaffee kochen?

3
Eine Frau tritt herzu. Sie sagt etwas. Hermann schnaut sie an. Sie verschwindet. Ob Theobald die Frau wohl auch angeschnaut hätte? Aber ist man denn Theobald? Nein. Zum Glück: nein!

4
Hermann und Theobald waren bei derselben Firma Lehrling. Die Lehrlinge der Firma vertraten sich gegenseitig, wenn einer von ihnen mal am Dienst verhindert war. Hermann war auf Theobalds Kosten neunmal am Dienst verhindert, Hermann hat darüber Buch geführt — Theobald aber auf Hermanns Kosten siebenundvierzigmal!

5
Ein Fremder spricht Hermann an. Es ist ein Engländer. Hermann antwortet englisch. Der Fremde grinst über dieses Englisch. Jählings wendet er sich wieder ab. Seine Schultern zucken. Hermann geht eilig auf und ab. Wer hat mich auf den Bahnhof gelockt? denkt er.

6
Hermann kommt an der Tür eines Wartesaales vorbei. Die Tür fliegt auf — ein Mann heraus — gegen Hermann. Beide wälzen sich am Boden. Beide ächzen empör. Ein zweiter Mann stürzt mit geballten Fäusten aus der Tür und hinter dem entfliehenden ersten her. Schon ist Polizei zur Stelle. Hermann muß seine Personalien angeben. Man macht ihm Aussicht, daß er vor Gericht erscheinen darf.

7
Hermann steht. Er stöhnt. Er krümmt sich. Er reibt sich den Rücken. Und denkt: Wer hat auf der Schule von mir abgeschrieben? Theobald... Wer hat mir Änchen gestohlen? Theobald... Wer hat mich um ungezählte Urlaube betrogen? Theobald...

Wer treibt mich nachts auf den Bahnhof? Theobald... Wer hetzt die böse Großstadt auf mich? Theobald... Wer macht mich einer auswärtigen Großmacht zum Gelächter? Theobald... Wer haut mich auf den Steißfußboden, daß mir das Rückgrat verrenkt? Theobald... Wer schleppt mich vor Gericht? Theobald...

8
Hermann fährt nach Hause. Mag Theobald kommen. Unabgeholt. Man wird ihm Kaffee vorsetzen. Aber man wird mancherlei nicht unausgesprochen lassen. Hermann betritt die Wohnung. Sie ist stockfinster. Sollte Jutta nicht aufstehen und Kaffee kochen?

9
In der Garderobe liegt eine zweite Depesche: „Muß erst ausschlafen. Komme morgen nachmittag. Theobald.“ Theobald...

10
Anderen nachmittags warten Hermann und Jutta auf Theobald. Eine Postkarte kommt: „Was soll ich denn bei Euch? Ich fahre

nach Thüringen und dann zu einem Freund nach Italien. Du, Hermann kannst mich besuchen, wenn du willst: Rom, Via Garibaldi 19.“

11
Rrumbautz... Vierzig-Zentimeter-Granaten zerkrachen in Hermanns Hirn. Wohin mit der Wut?

„Weshalb hast du heute nacht keinen Kaffee gekocht, Jutta?“
„Wo der Mensch doch gar nicht gekommen ist?“
„Wenn ich dir sage, du kochst Kaffee, kochst du Kaffee!“ brüllt Hermann...

12
Jutta ließ sich scheiden. Irrtümlicherweise wurde nicht Theobald, sondern Hermann für schuldig erklärt.

Problem!

„Diese Ruine, meine Damen und Herren, ist über dreitausend Jahre alt.“
„Wie ist denn das möglich? Wir haben doch erst 1937!“



Der Frühstücksstand

Aufn. H. Reeck

Das Messer

Ein Barbier hat den Kunden eingeseift und beginnt zu schaben. „Das Messer kratzt!“, sagt der Kunde. Darauf der Barbier: „Mal nachschärfen.“

Geht hinter einen Verschlag, trinkt aus der bereitstehenden Flasche einen kräftigen Schluck, scharrt mit dem Fuß und kehrt mit dem ungewetzten Messer zu dem Kunden zurück. Fängt wieder an zu schaben.

Der Kunde sagt: „Es kratzt noch immer“, „Nochmal nachschärfen“, sagt der Barbier. Geht hinter einen Verschlag, trinkt aus der bereitstehenden Flasche einen kräftigen Schluck, scharrt mit dem Fuß und beginnt wieder mit dem ungewetzten Messer zu schaben.

Der Kunde sagt: „Es kratzt leider immer noch etwas“. Der Barbier beginnt an seiner Menschenkenntnis im allgemeinen und am Verstand des Kunden zu zweifeln, sagt aber geduldig: „Das macht nichts, nochmal nachschärfen.“

Geht hinter den Verschlag — siehe oben — nimmt einen kräftigen Schluck aus der Flasche und fängt aufs neue mit dem ungeschärften Messer zu schaben an.

Der Kunde schweigt. Der Barbier fragt teilnahmsvoll: „Ist es jetzt gut?“ — „Ausgezeichnet“, erwidert der Kunde. Der Barbier hat die Ruhe wiedergewonnen im Vollbesitz seiner Menschenkenntnis.

Eilt sehr

„Emma, bestellen Sie mir sofort das Buch „Wie bleibe ich jung und schön!“
„Ja, gnä' Frau, ich werde sagen, daß es sehr eilig ist.“

Billige Kur

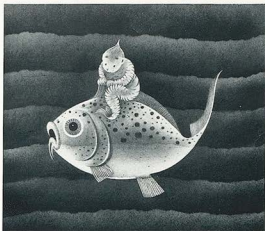
Fox kommt zum Doktor und sagt: „Herr Doktor, ich möchte eine Kur machen, aber ich will nicht viel dafür ausgeben. Wozu raten Sie mir?“
„Machen Sie eine Hungerkur.“

Schwere Wahl

Die junge Frau ging zum Fleischer.
„Ich habe morgen Gäste, geben Sie mir ein schönes Stück Fleisch.“
„Was für ein Fleisch wünschen Sie?“
„Was raten Sie mir wohl? Was mag am besten zu meinem Meißner Geschirr passen?“

Kein Schmutzleck

„Und dieser Schuh ist also wirklich echtes Krokodillleder?“
„Unter Garantie, gnädige Frau. Ich selbst bin sogar mit dem Mann befreundet, der das Tier geschossen hat.“
„So? Ja, aber sehen Sie, hier an der Spitze ist ein Schmutzleck.“
„Das ist kein Schmutzleck, gnädige Frau. Das ist die Stelle, wo das Krokodil auf der nassen Erde aufschlug, als es vom Baume fiel.“



Fischreiter

Bold

Sein Vermächtnis

Mayer macht einen Kondolenzbesuch.
„Ich war ein großer Verehrer Ihres Mannes“, sagte er, „ich möchte gern eine Erinnerung an ihn haben. Hat er nichts hinterlassen?“
Die Witwe lächelt leise: „Nur mich, mein Herr.“

Elfriede malte. Elfriedes Mann sah das nicht gern.
„Jetzt hat er ihr sogar das Malen verboten.“

„Seitdem er eines Tages statt der Zahnpaste versehentlich eine Farbtube erwischt hatte.“

Nach Coué

Coué, der Mann, dem es von Tag zu Tag besser ging und der trotzdem gestorben ist, fragte einmal eine Krankenschwester

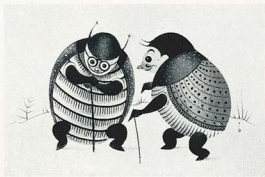
nach dem Befinden eines seiner Patienten.

„Es geht ihm schlecht!“, antwortete die Schwester. „Sehen Sie, Schwester“, sagte der große Optimist, das dürfen Sie nie sagen. Sie haben von mir noch nichts gelernt. Sie müssen sagen: „Der Kranke glaubt, daß es ihm schlecht geht!“ Am nächsten Morgen kommt Coué wieder. Gleiche Frage an die Schwester nach dem Befinden jenes Patienten. Die Schwester aber — eines besseren belehrt — antwortete: „Der Kranke glaubt, daß er gestorben sei.“

Guter Grund!

Otto kauft eine Briefmarke. Leckt die Marke an. „Da ist doch kein Klebstoff drauf!“

Spricht die Briefmarkenverkäuferin: „Ich weiß, Sie sind schon der Zehnte, der dies heute bei dieser Marke gesagt hat.“



Die Käfer

Bold



Leica-Aufnahme

Verfasser unbekannt

Tauwetter wird fotografiert

Allen Wünschen über eine lange Haltbarkeit des Schnees zum Trotz setzt doch irgendwann einmal Tauwetter ein. In der Stadt ist das schlimm. Da fließt so eine undefinierbare braune Tünche über die Straßen, wird uns gegen Schuhe, Strümpfe und Mäntel gespritzt und spendet uns nasse Füße, die eine prächtige Erkältung im Gefolge haben.

Aber man soll über diese Besonderheiten auch einmal kühn hinwegblicken. Von den Foto-Fanatikern wenigstens muß man es verlangen. Und wer ein Foto-Fanatiker werden will, muß einmal durch die dicke Straßentünche gewatet sein, um zu erleben, daß das schöne Bild auch Überwindung kostet.

Schöne Bild?

Schneesmelze vermischt mit Straßenschmutz gleich ein schönes Bild?

Eine seltsame Formel, nicht? Aber sie ist richtig, grundrichtig sogar! Wir müssen nur einmal über die persönlichen Unannehmlichkeiten hinwegsehen und allein das betrachten, was mit der Fotografie zusammenhängt. Da werden wir zuerst prächtige Glanzlichter finden, die auch bei trübem Wetter vorhanden sind und im Grunde das eigentliche Wesen der beherrschenden Stimmung gut erfassen.

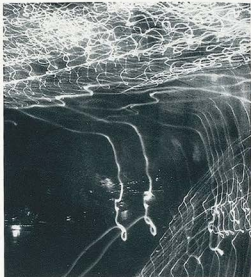
Diese Glanzlichter bringen Leben in das Ganze. Einen an sich völlig trüben Tag lassen sie irgendwie glitzern, wenn es natürlich auch nicht um Sonnenschein geht. Aber dieses Glitzern ist typisch für Pfützen und Straßenschmutz. Und da wir in der Fotografie ja mit Licht arbeiten, ist es wichtig, daß wir die Schneesmelze unter diesem Gesichtspunkte sehen.

Dieses Glitzern also ist immer da. Auch bei trübem und grauem Himmel. Und da es typisch ist, müssen wir es rein mengenmäßig auch überwiegend auf das Bild bringen. Wir nehmen also ein gutes Stück Erdboden mit in das Bildfeld. In diesem Falle erfassen wir damit nicht eine tote Fläche, wie das im Sommer möglich ist, sondern das Typische, das ja jetzt gerade auf dem Erdboden liegt: Pfützen, schmelzende Schneehaufen, ausgetretene Spuren. Besondere technische Maßnahmen sind im Grunde nicht zu treffen. Hat man die seltsamen Vorstellungen von der Schlechtwetterfotografie erst überwunden und ein Paar wasserdichte Stiefel angezogen, so wird man sich wundern, in wie reicher Zahl die Motive auf Straßen und Wegen auf uns warten und wie sie es eigentlich gar nicht verdienen, stiefelmütterlich behandelt zu werden.

Höchstens eine Gegenlichtblende wird man auf das Kameraobjektiv setzen. Hier hat sie den Zweck, Wasserspritzer abzuschirmen, die leicht von vorbeifahrenden Fuhrwerken kommen können.

Neben mehr ersten Studien sind natürlich auch lebendige Schnappschüsse möglich. Man muß nur zupacken, die Augen aufmachen und auch einmal ein Stück Film riskieren.

So also hat jede Jahreszeit und jedes Wetter fotografische Möglichkeiten. Wir müssen nur das für die Fotografie Gemäße, für die Lage der Dinge aber gleichzeitig Typische herausaussuchen, um so in jedem Falle zu guten Ergebnissen zu kommen.



Was ist hier passiert?

Eine neue Preisfrage der Foto-Jugend

Sehen Sie sich einmal dieses Bild an. Da laufen so merkwürdig abgezikelte Linien über die Bildfläche, die sich nebeneinander ganz regelmäßig wiederholen. Natürlich ist hier dem Fotografen irgendein Fehler unterlaufen.

Aber was für ein Fehler?

Man hat uns die Aufgabe zugesandt und im Begleitbrief geschrieben, wir sollten selbst einmal raten, wie dieses Bild, eine Nachaufnahme, entstanden wäre. Damit nun unsere Fotofreunde auch etwas von dieser Gehirnsarbeit haben, wollen wir eine Preisfrage daraus machen. Nach Ablauf der Frist will uns der Einsender dann auch sein Geheimnis preisgeben.

Wir stellen 150 Literatur-Prämien zur Verfügung. Bei der Verteilung spielt es keine Rolle, ob der Einsender unbedingt das Richtige trifft. Denn es werden nach den vorhandenen Preisen auch die falschen Antworten nach dem Los ausgezeichnet. Also eine ganz kuriose Sache. Kurios in der Aufgabe und vielleicht auch (das hängt natürlich von den Einsendungen ab) in der Prämierung.

Schreiben Sie uns bis zum 21. März (Poststempel) auf einer Postkarte Ihre Ansicht auf, die Sie an die Jugend-Schriftleitung im Isert-Verlag, Magdeburg, Halberstädter Str. 98 richten. Die Preisträger werden noch im März einzeln benachrichtigt. Die Lösung wird in der Foto-Jugend bekanntgegeben. Der Entscheid der Schriftleitung ist unanfechtbar.